

Angesichts knapper Ressourcen beginnt der Kampf mit konkurrierenden Horden und Stämmen um das Territorium, das Nahrung bietet. Nur in isolierten Nischenkulturen mit geringer Bevölkerungsdichte in karger Umgebung, die für die Konkurrenten nicht attraktiv war, scheint Krieg nicht zum Lebensalltag gehört zu haben.<sup>42</sup> Krieg setzt territoriale Bindung voraus - also etwas, was es zu verteidigen gilt.<sup>43</sup> Dazu würde die Vertreibung möglicher Konkurrenten allerdings völlig ausreichen. Was also zwang unsere Vorfahren dazu, ein Tabu zu brechen, das in der Tierwelt so erstaunlich häufig eingehalten wird - warum töteten sie nicht nur Beutetiere, sondern auch Angehörige ihrer eigenen Art? Warum setzten Menschen ihre Tötungshemmung, über die sie doch offenbar verfügen, außer Kraft - anders gefragt: wodurch fühlten sie sich dazu gezwungen?

Die Antwort ist wieder: ökologischer Druck. Hunger, argumentiert etwa Marvin Harris, zwingt Menschen dazu, ihre eigene Art zum Beutetier zu machen. Menschen können auf zweierlei Weise zur Beute werden: einmal, indem sie in Ermangelung jagdbaren Wildes selbst zur Proteinquelle werden. Es ist unbekannt, in welchem Ausmaß Menschenfleisch tatsächlich zum Speiseplan unserer Vorfahren gehörte - dass die Neandertaler Kannibalen gewesen wären oder die Azteken ihre Menschenopfer gegessen hätten, behaupten die einen<sup>44</sup>, die anderen bestreiten es.<sup>45</sup> Mit der Landwirtschaft und beginnender Vorratshaltung sind Menschen indes unzweifelhaft indirekt zur Beute geworden: sie verfügten jetzt über Nahrung, die man ihnen abnehmen konnte. Und so begann, so lautet die These, vor etwa 10 000 Jahren der jahrtausendealte Konflikt zwischen Nomaden und Sesshaften<sup>46</sup>: Die dem Jagdglück und den Jahreszeiten unterworfenen umherziehenden Jäger und Sammler hätten die ackerbauenden, sesshaften Menschen sozusagen als lebende Vorratskammer benutzt. Damit wären die Bauern zum «Beutetier » geworden, und man konnte ihnen gegenüber die Aggressionshemmungen gegen Angehörige der eigenen Art aufgeben.

Diese These klingt plausibel. Gegen sie spricht, dass Krieg nicht erst mit dem Ackerbau entstanden ist.<sup>47</sup> Auch Sesshaftigkeit beginnt bereits vor der «neolithischen Revolution», die heutigen Forschern schon längst nicht mehr als das Paradies gilt, sondern als die Vertreibung daraus.<sup>48</sup> Mehr noch: weit vor dem Übergang zum Ackerbau haben Menschen ihre Siedlungen befestigt - im Zweifelsfall gegen Angriffe anderer Menschen. Die Mauern von Jericho entstanden vor gut 10 000 Jahren und damit vor einer nennenswerten Ackerbaukultur im Nahen Osten.<sup>49</sup> Nach Felszeichnungen und Skelettfunden, die entsprechende Spuren aufweisen, hat es schon im Mesolithikum vor etwa 12 000 Jahren so etwas wie Krieg gegeben. Eine Felszeichnung von der spanischen Levante zeigt Männer, die mit Pfeil und Bogen aufeinander loszugehen scheinen. Ausgrabungen in Südägypten und Ostasien förderten Skelette einer großen Anzahl von Männern gleichen Alters zutage, die Spuren von Verletzungen durch Pfeile oder Speere zeigen.<sup>50</sup> Also: Krieg gab es vor Kain und Abel.<sup>51</sup> Doch auch darauf hat die These von dem ökologischen Ursprung und der ökologischen Funktion des Krieges eine Antwort: Krieg kann als Mittel zur Bevölkerungskontrolle eingesetzt werden. Wenn neue Nahrungsmittel nicht erschlossen werden können, kommt es darauf an, die Konkurrenz

um knappe Nahrung möglichst zu verringern. Krieg mit einem konkurrierenden Stamm verringert auch das eigene Lager um die Zahl der gefallenen Krieger. Der Bevölkerungsdruck wird dadurch aber nur kurzfristig gemindert. Denn ohne Verhütungsmittel werden die Bevölkerungsgrößen lang- und mittelfristig von der Zahl der fruchtbaren Frauen bestimmt. Dass der Krieg auf diese Zahl sehr wohl einwirkte, allerdings indirekt, versucht Marvin Harris am Beispiel der kriegerischen Yanomami nachzuweisen.<sup>52</sup> Dort sind tatsächlich die Frauen die primären Opfer des Krieges - bzw. der kriegerischen Kultur -, und zwar über den Umweg der Kindstötung. Bei den Yanomami werden die weiblichen Kinder getötet, damit der Stamm möglichst viele Krieger hat - und in der Tat gibt es dort, trotz der hohen Bereitschaft zu kriegerischer Auseinandersetzung, einen starken Männerüberschuss.<sup>53</sup> Der Wunsch nach vielen Kriegern, argumentiert Harris, sei indes nur eine vorgeschobene Begründung, denn auch primitive Stämme müssten wissen, dass der Weg zu vielen Kriegern über viele gebärfähige Frauen führt. Das Töten weiblicher Säuglinge sei daher in Wirklichkeit eine bevölkerungsregulierende Maßnahme - die Verzweiflungsaktion eines um sein Überleben kämpfenden Stammes.<sup>54</sup>

Kriege können also demographische Wirkungen haben. Bewirken sie auch eine «Auslese» - etwa indem sie aggressive Männer begünstigen? Diente Krieg dazu, im Kampf der Arten dem durchsetzungsfähigeren Erbgut eine Schneise zu schlagen? Anthropologen spekulieren darüber, ob der Homo sapiens womöglich nicht nur das Verschwinden einiger primitiver Vorfahren<sup>55</sup>, sondern auch die Ausrottung des Neandertalers zu verantworten haben - als brachiale Beschleunigung des survival of the fittest.<sup>56</sup> Das wäre dann der erste Genozid der Menschheitsgeschichte gewesen.

Ob Frauen die «natürliche Auslese» zugunsten aggressiverer Männer begünstigt haben - womit wir wieder bei der «Testosteronhypothese» angelangt wären -, ist ungewiss.<sup>57</sup> Mit dem Geschlechterverhältnis aber hat Krieg offenkundig zu tun.

### **3 - Der Männerbund**

Die weitverbreiteten kriegerischen Initiationsriten, mit denen Jungen in den Männerbund aufgenommen werden, zeigen, dass erst durch den Krieg der Mann zum Mann wird - und die Frau zur Frau. Krieg ist die Bewegungsform des Männerbundes. Auch dafür haben die Materialisten unter den Kulturanthropologen eine Erklärung - und überraschendes Anschauungsmaterial: die Schimpansen, unsere, wie wir heute wissen, engsten Verwandten.<sup>58</sup>

Auch Schimpansen ziehen in den Krieg gegen ihresgleichen. Schimpansen begehen Genozid. Schimpansen vergewaltigen.<sup>59</sup> Und - sie bilden Männerbünde. Zwei amerikanische Primatenforscher, Richard Wrangham und Dale Peterson, entdeckten schon bei den Schimpansen etwas, das wir für rein menschlich halten: das Patriarchat. Schimpansenmännchen, so lautet kurz gefasst ihre These, verbünden sich deshalb miteinander, weil sie mehr Zeit als die Weibchen miteinander verbringen. Und: sie sind gewalttätig, weil Aggression sich im sozialen System der Affen auszahlt. Die Weibchen

der Fleckenhyäne jagen gemeinsam. Primatenweibchen aber hindert an weiblichen Allianzen das, was unseren Vorfahren die Menschwerdung erlaubt hat: die lange Entwicklungsphase und damit Abhängigkeit des Nachwuchses. Bei zunehmendem ökologischen Druck werden Allianzen überlebensnotwendig. Gruppen bieten einen besseren Schutz vor Raubtieren und erlauben die Suche nach einem breiteren Nahrungsspektrum. Die Weibchen brauchen, in Abwesenheit von verbündeten Weibchen, die Männchen - die dominanten Männchen, denn just deren Aggressivität scheint die Gewähr dafür zu bieten, dass die Schimpansinnen und ihr Nachwuchs nicht nur von Räubern, sondern vor allem von anderen aggressiven Männchen verschont bleiben. Männchen und Weibchen kooperieren in einem Zirkel von Gewalt.<sup>60</sup>

Diese Szenerie ist der menschlichen erstaunlich nah. Mag also sein, dass der Männerbund sich aus ähnlichen Gründen lohnt. In der Geschichte des Krieges wird er evident - ja man könnte sogar behaupten, dass erst der Krieg den Männerbund zusammenschweisst und dass erst im Krieg den Frauen ihre Rolle zugewiesen wird: sein Grund und sein Ziel zugleich zu sein.

Grund: weil es sie zu schützen galt. Ziel: weil sie die Beute waren.

Krieg ist die Bewegungsform des Männerbundes. Und es ist diese «Bewegung», so unterschiedlich ihre Formen auch jeweils sein mögen, die ihm seine Intensität verleiht. Dass unerbittlicher Drill zur Entpersonalisierung von Soldaten führe, so dass sie hernach nur noch wie ein Rädchen in der Maschinerie funktionierten, wird oft zur Begründung dafür angeführt, dass Soldaten etwas durchhalten, was wir für eine unmenschliche Qual halten. William McNeill hat eine andere Hypothese entwickelt: es sei die gemeinsame Bewegung der Männer, das Marschieren oder Exerzieren, Seite an Seite - nach einem Rhythmus, im gleichen Takt, im Einklang -, was einen Zustand hervorrufe, der die individuellen Gefühle wie Angst oder Feigheit - oder auch egoistischen Heldenmut - transzendiere.<sup>61</sup> Mit «Abgestumpftsein» wäre dieses Gefühl nicht richtig beschrieben. Mit Trance womöglich schon eher.

Wie wichtig die gemeinsame rhythmische Bewegung ist, zeigen die Kriegstänze der primitiven Stämme, über die Anthropologen berichten. Tanzen, in Verbindung mit Drogen oder Alkohol, erzeugt Trance und Euphorie. Das macht Mut und bannt die Angst. Und von Angst auch der tapfersten Krieger ist in der überlieferten Geschichte immer die Rede - der spartanische

Dichter Pindar spricht davon ebenso wie Ernst Jünger. Männer betäubten sich vor der Schlacht mit Wein - oder, wie die Azteken, mit Pulque. Die alten Skythen sollen Hanf geraucht haben.<sup>62</sup>

Womöglich war der «Rausch der Gemeinschaft» jedoch wichtiger - das Gefühl, Teil eines größeren zu sein, als man selbst es war. Die Kraft einer Phalanx ist mehr als die Summe dessen, was jeder einzelne vermag - und dieses Gefühl in Verbindung mit dem Einfluss, den Tanz oder Marschieren, also die gemeinsame Bewegung im gleichen Rhythmus, auf Menschen ausübt, scheint einen Zustand positiver Erregung, ja von Erhebung zu erzeugen - ein positives Gefühl von Gemeinsamkeit, Stärke und, wie Soldaten immer wieder behaupten: Liebe.<sup>63</sup> Der Männerbund der Krieger dient also

nicht nur der Kontrolle der einzelnen, das auch - die Hopliten haben die Mutigsten in die vorderste und die hinterste Linie gestellt und die Ängstlichen in die Mitte genommen, dorthin, wo es kein Entrinnen gab -, er verschafft seinen Teilnehmern offenbar auch eine positive Gestimmtheit, wie eine Endorphinausschüttung nach langer körperlicher Anstrengung. Dazu scheint der Rhythmus der Bewegung in Gleichklang wesentlich beizutragen.

Diese Wirkung der gemeinsamen rhythmischen Bewegung und ein anderes Phänomen, das Militärpsychologen seit dem Zweiten Weltkrieg gezielt untersucht haben<sup>64</sup>, ist Teil des paradoxen Befundes, dass Männer positive Gefühle entwickeln bei einem Handwerk, das doch, wenn man die Untersuchungen über die Tötungshemmung von Soldaten ernst nimmt, eher Widerwillen in ihnen hervorruft. Das zweite Phänomen ist, dass Männer nicht aus Angst vor den Vorgesetzten oder vor Strafen im Feld und bei der Schlacht bleiben, sondern ihrer nächsten Kameraden wegen - um der zwei, drei Männer linker und rechter Hand willen, die sie glauben nicht verlassen zu dürfen.

Offenbar ist diese Bindung unter Stress wichtiger und naheliegender als die ferne Familie und das, was in der existentiellen Situation des Kampfes als Abstraktion erscheinen muss: die Gemeinschaft, die es zu verteidigen gelte. «Der Krieg», sagte Henry de Montherlant über den Ersten Weltkrieg, «war der einzige Ort, wo man Männer leidenschaftlich lieben konnte.»<sup>65</sup> Mit Homosexualität hat dieser Männerbund nichts zu tun, er entspringt nicht aus ihr, und er befördert sie wahrscheinlich nicht - wenngleich es über die «Heilige Schar» von Theben heißt, diese Elitetruppe habe sich aus 150 Liebespaaren zusammengesetzt.<sup>66</sup> Soldaten aller Zeiten jedenfalls berichten von der «Hingabe» an die Kameraden, von einer Verbindung, die mindestens so intensiv sei wie die zwischen Liebenden.<sup>67</sup> Die «Produktivkraft » des Krieges, ja Krieg selbst, scheint von diesem Männerbündnis abzuhängen, das sich im gemeinsamen Erleben, im gemeinsamen Bewegen und im gemeinsamen Ritual bestätigt.

## 4 - Krieg und Ritual

Krieg ist eine «anthropologische Universalie» (Burkert); fast immer und überall wird er von Männern geführt. Ebenso universell aber ist sein ritueller Charakter - etwas, das nicht notwendigerweise allein die Kriege der Primitiven auszeichnet, und ebenfalls etwas, das sie nicht notwendigerweise «mäßiger» macht.<sup>68</sup>

In der materialistischen Schule der Kulturanthropologie wird den rituellen Elementen von Krieg selten große Bedeutung zugemessen. Selbst die Opferrituale der Azteken lassen sich, wenn man Marvin Harris folgen will, ganz ohne Rücksicht auf ihre kulturelle Begründung verstehen: nicht die Götter hätten das Blut der unzähligen Menschenopfer gefordert, nicht dem Gemeinwesen wurde da geopfert (weil ohne Menschenblut der Himmel einfallt), sondern die Menschen benötigten in einer an passenden Beutetieren armen Umwelt Proteine - das Fleisch der Opfer.<sup>69</sup> Im Schatten des Opferblocks rollten die Kadaver die Pyramide hinunter - die Priester seien die

Metzger einer Kannibalengesellschaft gewesen und die Religion lediglich die beschönigende Ideologie dazu.<sup>70</sup>

Man kann es freundlicher sagen: Wenn es auch beim Menschen Tötungshemmung gegenüber der eigenen Art gibt (und gab), dann muss der ökologische Druck immens gewesen sein, der die einen zum Kindesmord, die anderen zu Kannibalismus trieb. Ritual und heilige Handlung waren dringend nötig, um die grossen Schuldgefühle der Menschen zu dämpfen, lautet eine naheliegende Vermutung.<sup>71</sup> Insbesondere Religionsforscher weisen auf die angstlösende Funktion des Rituals hin, auf die beschwichtigende Wirkung, die der Verweis auf den göttlichen Willen haben kann.<sup>72</sup> Zyniker würden sagen: die Menschen haben sich schon immer ihr materielles Tun durch einen ideellen Überbau veredelt.

Konrad Lorenz hat eine andere Begründung für die Bedeutung des Rituals im Krieg entwickelt. Es ist ja nicht zu übersehen, dass der Krieg der Männer verblüffend viel Ähnlichkeit mit den Schaukämpfen sexueller Rivalen aus dem Tierreich aufweist. Das kriegerische Imponiergehabe manch primitiver Stämme erinnert an den Schaukampf brünftiger Hirsche; die bunte Paradeuniform eines Generals aus dem 18. Jahrhundert an den Balzschmuck des Argusfasans. Und ist der Vergleich der Trommeln und Flöten, mit denen Armeen ins Feld zogen, mit dem Kampfgesang der Nachtigall vor den Toren ihres Reviers zu weit hergeholt? Sogar die Tatsache, dass Waffen im Krieg nicht immer ihrer Tödlichkeit entsprechend eingesetzt werden, passt zu diesem Bild: Männer, argumentiert Robert L. O'Connell, ziehen im Krieg große Waffen vor - ähnlich den Scheinwaffen, die Tiere zum Imponieren entwickelten, wie das Geweih. Wo es ums Beutemachen geht, sind die Waffen hingegen prosaisch, unauffällig und funktional.<sup>73</sup>

Gehen wir also den von der Ethologie genannten Gründen für den intra-spezifischen Schaukampf nach. Wozu ist er nützlich? Der innerartliche Kampf erfüllt in der Tierwelt offenbar mehrere sinnvolle Funktionen: beim Kampf um ein Weibchen erweist sich schnell, wer der Stärkere ist und damit derjenige, der am ehesten die Brut gegen Feinde verteidigen kann; der Kampf um den Platz in der Rangordnung schafft Ordnung in der Horde, und das Verteidigen des Territoriums gegen gleichartige Konkurrenz ist insbesondere unter ökologischem Druck lebensnotwendig. Dass Angehörige der gleichen Art einander abstoßen und sich über ein weites Gebiet hinweg verteilen, ist «die wichtigste arterhaltende Leistung der intraspezifischen Aggression».<sup>74</sup> Doch dies alles sind, sozusagen, begrenzte «Kriegsziele», die es nicht nötig machen, den anderen zu töten.

Nicht selten reichen zur Abschreckung schon die entsprechenden Drohgebärden aus, die sich zu ritualisierten Begegnungsweisen verfeinern können. Höflichkeit etwa ist auf hohem Niveau gebändigte Aggression - die ausgestreckte Hand keine Freundlichkeit, die Umarmung keine Herzlichkeit, sondern der Versuch, den anderen davon zu überzeugen, dass man keine Waffe trägt, also harmlos ist.<sup>75</sup>

Kaum jemand hat anschaulicher als Konrad Lorenz beschrieben, wie eng Liebe und Aggression beieinanderliegen: manche Befriedigungshandlung, die zum Ritual geworden ist und als solche den Zusammenhalt zwischen einander Bekannten bestätigt, entstammt